

Vom tapferen Schneiderlein und seinen Brüdern

Von Lisbeth Herger (Text) und Pia Zanetti (Bilder)

Da hockt es nun auf seinem Thron, das tapfere Schneiderlein, und hadert mit seinem Schicksal. Wieviel einsamer sitzt es sich hier, in königlichen Höhen, als einstmals zu Hause, in seinem Stübchen, auf seinem langen Tisch, die Beine bequem übers Kreuz geschlagen; heute gefürchtet von allen, von keinem geliebt, auch nicht von der eigenen Frau, der Tochter des Königs, die zwar die seine ist, ihn aber nicht lieben, ihm kein Kind gebären will, weil er – der Traum hat ihn verraten – im Herzen ein Schneiderlein bleibt.

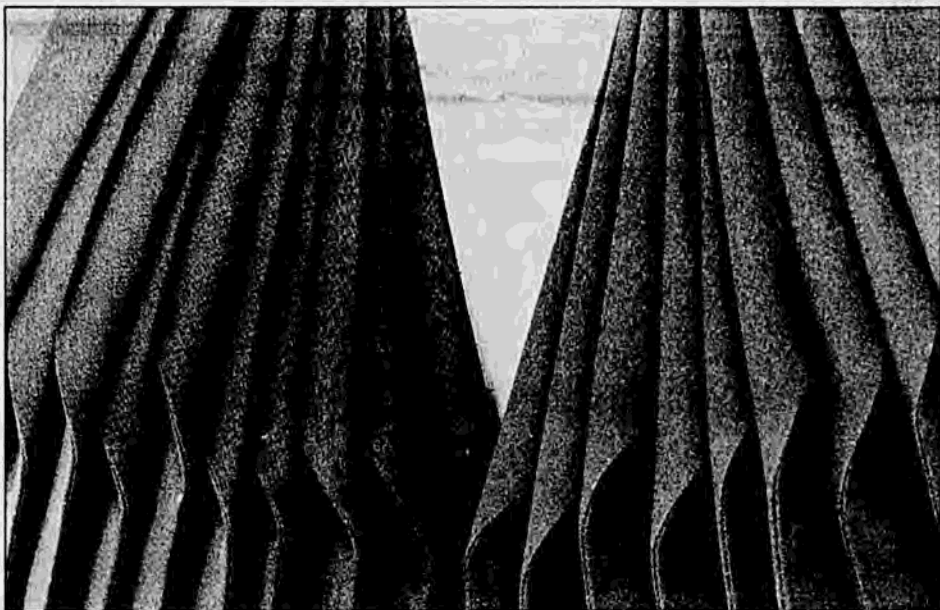
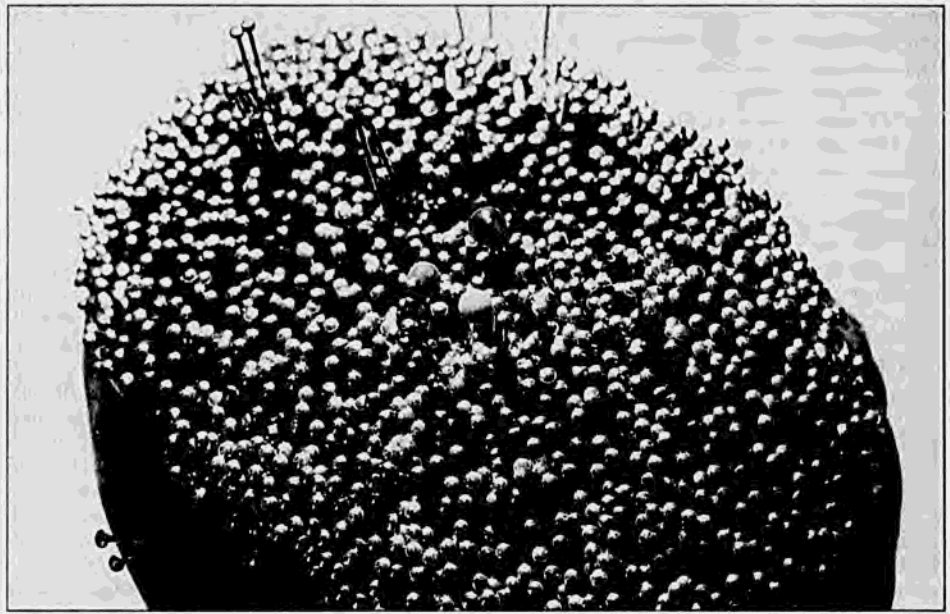
Warum, verflüxt und zugenäht, haben die Herren Grimm ihn derart im Stich gelassen? Und wer zum Teufel kann einen, der sieben mit einem Streich getroffen, zwei Riesen getötet, ein Einhorn fortgeführt, ein Wildschwein gefangen und seine Feinde in Schrecken versetzt hat, zwingen, König zu bleiben, wenn er nicht mag? So denkt das Schneiderlein, hüpfst in alter Leichtigkeit hinunter vom Thron, hinaus in die Welt, hinein in ein Land im Herzen der Alpen. Hier fragt es voll Neugier nach seinen Brüdern. Und läuft bald schon munter einem See entlang, einem Städtchen zu, wo es,

passt. Die findet man nun hier, klassisch schwarz oder modisch rot, hier werden sie vom Fachmann perfekt angepasst. «Man muss sich etwas einfallen lassen», meint Emil Keller, «will man überleben», und blättert stolz im Präsentationsalbum, wo schmucke Herren aus Frauenarmen und Blumenmeeren zufrieden in die Kameras lächeln.

Die Glocke bimmelt energisch; Herr Keller entschuldigt sich, schickt das Schneiderlein zu seinen Lehrtöchtern nach hinten ins Atelier. Die beiden sind gelernte Damenschneiderinnen, sie heissen Sabine und Michèle, sie machen eine Zusatzlehre als Herrenschneider. Das dauert weitere zwei Jahre und gibt total fünf Jahre Ausbildung mit der Aussicht auf einen Anfangslohn um die 3000 Franken. In der Ferne aber winkt der Traum vom eigenen Atelier. Die eine hantiert mit Kurvenlineal und Kreide, die andere stichelt an ihrem Kutscherkittel, und beide erzählen sie von den Unterschieden, den feinen, den kleinen, die die Herren- von der Damenschneiderei trennt. Die Damen etwa stechen von vorne; der Fingerhut ist bei der Kuppe geschlossen, ist wirklich ein Hut. Die

tionen nimmt überdies zu, das könnte für den Schneider eine Chance sein.»

Nun will das Schneiderlein mehr wissen. Es beginnt zu sammeln. Zu recherchieren. Fakten. Daten. Informationen. Dass Goethe die Schneider im Märchen hasste, nimmt es stoisch zur Kenntnis. Und dass das Wörtchen «aufschneiden» nicht auf seine Heldentaten anspielt, sondern auf das Ritual um den Sonntagsbraten, ist eine Enttäuschung. Alarmiert jedoch wird es von statistischen Zahlen. Vor dem Zweiten Weltkrieg waren im hiesigen Verband 1600 Schneider eingeschrieben; heute sind es noch 118. Vor fünfzig Jahren lernten knapp tausend junge Leute den Beruf des Herrenschneiders; jetzt sind es noch elf, die Mehrzahl Frauen. Das hat auch mit der miesen Bezahlung zu tun und dies wiederum mit dem schlechten Prestige. Zu weiblich ist des Schneiders Tätigkeit, als dass man sie je ganz als Handwerk akzeptiert hätte; zu sehr haftet seinem Ruf der Makel der Schwäche an. Das Schneiderlein



Prestigeprobleme, tiefe Löhne und harte Konkurrenz setzen dem Metier des Herrenschneiders zu. Doch neuerdings wächst das Interesse an Eigenkreationen. Das könnte eine Chance sein.

so haben die Leute erklärt, noch eine richtige Herrenschneiderei geben soll. Eine der wenigen, so hört es erschrocken, die es noch gibt.

Der Ort heisst Rapperswil. Die Herrengasse ist schnell gefunden, das alte Ladenschild Markierung genug. Und in der Vitrine locken der blaue Frack, die knallrote Weste zur Tür. Eine Glocke bimmelt, als das Schneiderlein eintritt, doch Meister Keller lässt sich nicht irritieren. Der Kunde ist König, und der posiert gerade hinter zugezogenem Vorhang zur Probe; der Besuch also muss warten. Er wirft scheue Blicke hin zu den Hemden und den Krawatten, zu den Kitteln und Stoffmustern, die überall hängen, blättert verlegen in einer Zeitschrift für die Braut. Dann endlich kommt er, der Schneider Emil Keller, setzt sich an den runden Tisch, beginnt zu erzählen.

«Natürlich gibt es den anspruchsvollen Herrn noch, der seinen Feinmassanzug will, perfekt von Hand genäht bis in die letzte Einlage. Aber das sind wenige, damit lässt sich kein Jahresgeschäft machen», klärt der Bruder im Gewerbe das Schneiderlein auf. Deshalb werden hier auch Herrentrachten genäht und Zunftrocke fürs Sechseläuten, deshalb gehen hier auch Frauen ein und aus – fast die Hälfte der Kundschaft. «Die haben sehr wohl ihre Schneiderin, aber das Tailleurlin, den Jupe, den wollen sie von mir», erzählt der Schneidermeister. Auch gute Konfektionsware kann man bei ihm kaufen, Hemden und Krawatten, auch in unüblichen Grössen, oder dann bestellt einer Masskonfektion. Der wählt sein eigenes Stöffli und Schnittli und Fütterli, das wird allerdings extern in der Industrie hergestellt. Im übrigen sind neuerdings wieder Änderungen gefragt. «Vor ein paar Jahren noch wurde eine Offerte, weil zu teuer, schnell einmal zurückgewiesen. Heute bin oft ich derjenige, der zur Vorsicht mahnt.»

Und dann ist da noch der Kleiderverleih, der jüngste Kundendienst, gedacht für den grossen Tag, wo ein Spencer oder Smoking oder Frack gefragt ist, keine Brockenhausware, sondern einer, der

Herren stechen seitlich, stechen kräftiger und tragen zum Schutz nur einen Ring. Bei den Damen wird mehr gehäuft und dichter abgesteckt, wird mehr Sorgfalt verlangt, wegen der Feinheit der Stoffe, angeblich.

Und das Sitzen auf dem Tisch mit übergeschlagenem Bein – heute übliche Alternative zum Schneidersitz – bleibt Privileg der Männer. Denn, so wird behauptet, was für diese ein Vorteil – die grössere Arbeitsfläche, das bequeme Drapieren des Stoffes auf dem Tisch –, soll den Frauen Verführung zur Schludrigkeit sein. Wen wundert es schliesslich, dass der kleine Unterschied auch in der Lohntüte sichtbar wird. Eine Ungerechtigkeit um so mehr, so ereifern sich die jungen Frauen, als die Damenschneiderin weit differenziertere Künste lernt als ihr männlicher Kollege.

Nun ist der Meister wieder frei, nun bleibt noch etwas Zeit, vom Vater zu erzählen, der auch ein Schneider ist, der gleich nach dem Krieg sich selbständig machte, in einem Zimmer, mit einer Nähmaschine, einem Tisch, einem Bügeleisen. Und einer Schneiderin als Frau. Damals gab es noch wenig Kleider ab Stange, da ging der Schneider noch auf die Stör; damals wurde noch viel repariert, aus Altem wurde Neues für die Jungen. Vater Emil schneidert noch immer, drüben, ennet dem See, in Altendorf. Zwar hat er das Atelier seinem Sohn übergeben, aber die Waffenrocke, die neuerdings Armeeveston 95 heissen, die gehen noch immer durch seine Finger.

«Als auch ich Schneider werden wollte, rieten mir alle ab», erinnert sich der Sohn. «Aber ich bin davon angefressen. Aus einem Stück Stoff etwas machen; ein Kunde, der zufrieden den Laden verlässt, die Selbständigkeit.» Emil Keller sieht durchaus auch Zukunftschancen für seine Zunft. «Auch den Schuhmacher hat man totgesagt, und es gibt ihn noch immer. Wenn einer will und Ideen hat, dann kann er heute vom Schneider leben. Allerdings muss man zu vernünftigen Zeiteinsätzen kommen, muss Spezialmaschinen kaufen, muss genau kalkulieren. Das Interesse an Eigenkrea-

nickt, es kennt das Problem, und treibt seine Studien weiter. Derweil der Schneider als Berufsmann verschwindet, mehren sich die Menschen mit diesem Namen: das elektronische Telefonbuch verzeichnet zurzeit 11 876 Einträge im Land. Und im Jahr wird hier, so liest es anderswo, pro Kopf 1500 Franken für Kleidung ausgegeben. 96 Prozent der Ware wird im Ausland produziert, und selbst vom kleinen Rest geht nur ein Bruchteil ins Schneideratelier. Das meiste wird industriell hergestellt. In grossen Fabriken. Das Schneiderlein macht sich erneut auf den Weg.

Die Schild AG, eine Kleiderfabrik mit Tradition, liegt idyllisch am Rotsee bei Luzern. Wie ein König wird das Schneiderlein vom Herrn Direktor empfangen. Aber bald schon schwirren ihm die Sinne ob so viel Lärm, so viel Flinkheit, so viel Information. Hier werden vor allem Herrenkleider hergestellt, so erfährt es, für den Mann ganz privat, dann aber auch Uniformen für die Pöstler und Bähnler und die Soldaten und die Musikanten beim Sonntagskonzert. Im einen Raum sitzen drei Menschen vor flirrenden Kästen; statt mit Kreide zeichnen sie mit Tasten; schwarz stechen die Schnittbilder aus dem bläulichen Schirm, werden grösser und kleiner, wie man gerade will. Und dann ordnet die seltsame Maschine ganz von alleine das Schnittlagebild, sucht die Variante der optimalen Nutzung des Stoffes. Eine andere Maschine heisst Plotter. Sie hat metallene Arme, die zucken über Platten und Papiere, zeichnen Muster aus, brennen mit Laserstrahlen Schablonen. Doch wirkliche Schnittmuster sind nur mehr bei teuren Stoffen gefragt oder dann bei Anfertigungen nach Mass. Meist steuert die kleine Teufelsmaschine mit dem seltsamen Kürzel CAD den Schnitt direkt vom Bildschirm. Erst werden bis zu 120 Stofflagen übereinandergelagert, werden vakuumiert, damit sie nicht rutschen, und schon fährt ein mit scharfem Messerchen bewehrter Arm über die Bahnen und stantzt, gemäss den gespeicherten Daten, die Teile aus. Und dann muss nur mehr genäht werden. – In der Näherei

arbeiten um die 185 Frauen; die meisten sind angelehrt, sind Ausländerinnen. Sie sitzen, sie stehen hinter hektischen Maschinen und arbeiten im Akkord. An einer Dürkopp, die Taschen einnäht, an einer Overlock, die Nähte versäubert, an einem Kragenannähautomaten, hinter der Blind- und der Steppstichmaschine. Oder dann schieben sie schwere Hochdruckbügelleisen mit 120 Grad Hitze über Nähte und Kanten. Das tun sie 40 Stunden in der Woche bei Anfangslöhnen um die 2600 Franken; je nach Leistung kommen ein paar hundert Franken dazu. So entstehen hier täglich um die 800 Hemden, dazu 650 Hosen, 300 Vestons und Mäntel. Und selbst dies ist zu wenig, kommt zu teuer, so hört das Schneiderlein mit wachsendem Staunen. Um die 70 Stellen werden demnächst gestrichen. Denn die Welt ist ein einziger Markt geworden, erfährt es; in vielen Ländern wird billiger produziert. Zum Beispiel in Portugal und Tschechien, wo auch die Firma hier nähen lässt. «Nur so bleiben wir konkurrenzfähig», erzählt der Herr Direktor, und das Schneiderlein spürt, der Druck ist enorm.

Die Maschinen rattern, die Frauen nähen und bügeln, und das tapfere Schneiderlein zieht es magisch zurück an jenen Tisch, wo noch mit Mass und Kreide hantiert, wo ein Muster noch gelegt wird, hin zu den drei Brüdern in der Massschneiderei. Da kommt es mit Franz Koller ins Gespräch, der vor rund vierzig Jahren hier ankam als ausgebildeter Herrensneider und der damals dachte, dass er keine zwei Wochen bleibe. Er ist trotzdem geblieben, und das Schneiderlein möchte wissen, warum. Doch ein Gespräch unter vier Augen will der Herr Abteilungsleiter partout nicht tole-

um à jour zu bleiben; der musste alles daransetzen, nicht Schneider zu bleiben.»

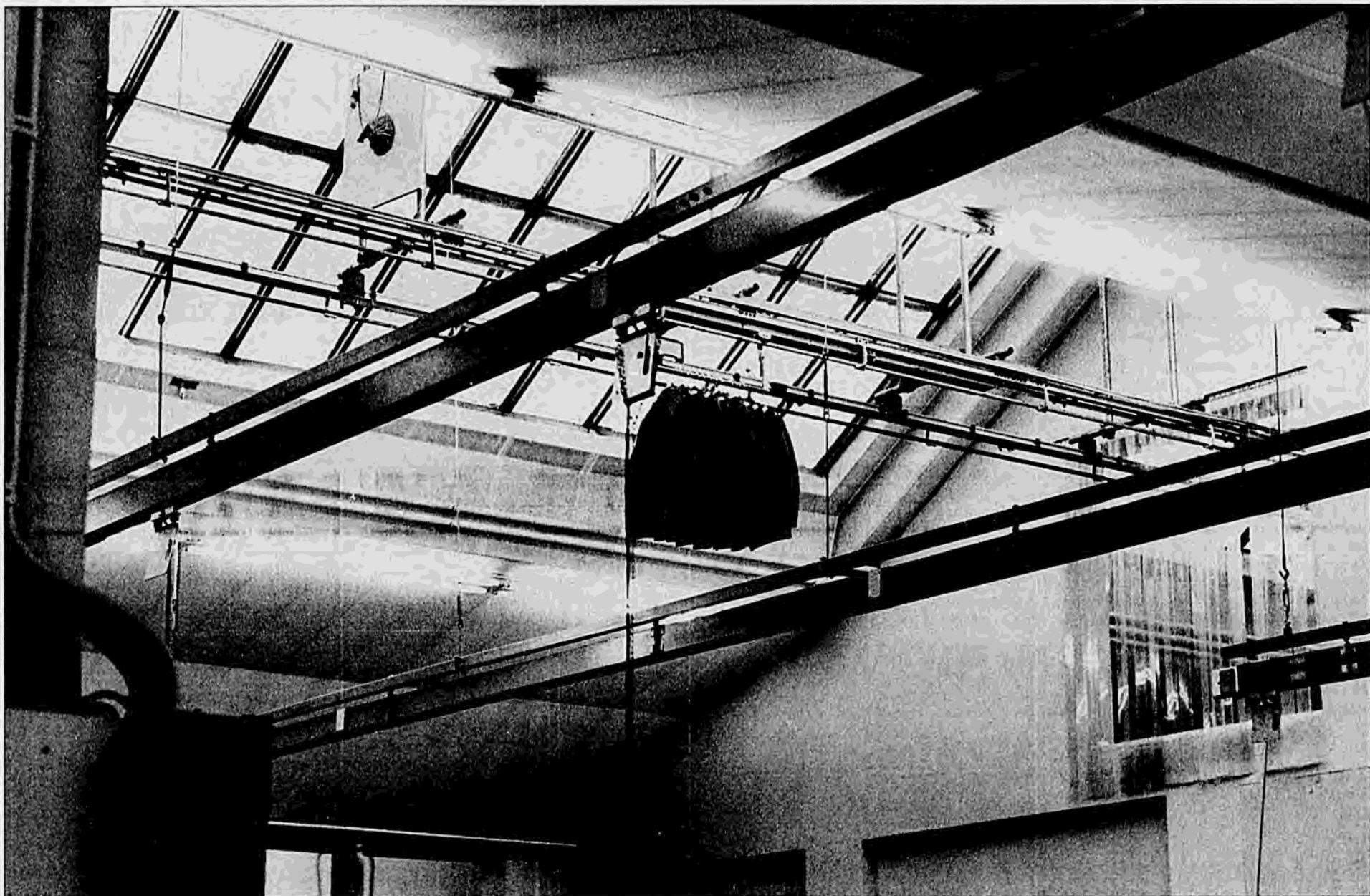
Die Idylle am See will dem tapferen Schneiderlein nicht gefallen. Und die Geschichte von Franz auch nicht. Später, bei der Zeitungslektüre, entdeckt es ein Inserat: Masskleider für jedermann. Schneider aus Hongkong in Zürich. Nur 2 Tage. Spezialangebot. Ab 500 Franken. Sofort wählt es die Nummer des Hotels. Mr. H. K. Hiro gibt sich kühl. Von einem tapferen Schneiderlein hat er noch nie gehört. Und wo, so fragt er, liegt der Nutzen bei einem allfälligen Treffen? Das Schneiderlein taktiert mit Lockwörtern wie PR und Werbeeffekt. Schliesslich ist der Störschneider aus fernen Landen zu einem Empfang bereit.

Die grosse Eingangshalle im Viersternehotel macht mächtig Eindruck; oben dann, im kleinen Hotelzimmer, fühlt das Schneiderlein sich besser. Auf dem Doppelbett ausgelegt liegen Stoffproben – Flanell, Worstedts, Tweed, Cashmere, Seide – und ein Musteranzug, in einem Sichtmappchen gebündelt die Blätter mit den Modellen. Bewährte Klassik für Männer, eine kleine Auswahl für Frauen. Hier empfängt Mr. Hiro in perfekt sitzender Hose und weniger perfektem Englisch seine Kundschaft, nimmt Mass, notiert die Wünsche. Zwei Monate später wird die Ware dann aus Hongkong per Post ins Haus geliefert werden. Mr. Hiro erzählt, wie er

Geschäfte. Zwei- bis dreimal im Jahr reist Mr. Hiro durch die USA, durch Europa; der Verkauf läuft gut, trotz Stagnation in den letzten beiden Jahren. Noch immer kommen jährlich um die 6000 Aufträge zusammen. Kein schlechter Umsatz, denkt das Schneiderlein, bei einem durchschnittlichen Kaufvolumen von 1000 Franken. Blitzschnell überschlägt es die Summe; ihm schwindelt ein wenig ob den sechs Nullen. «Kennen Sie Schneider hier im Lande?» fragt es etwas verlegen. Der Fremde schüttelt den Kopf: «Die leben wohl sehr anders als ich.» Das Schneiderlein glaubt ihm aufs Wort.

Irritiert setzt es seine Suche fort. Da muss es doch noch welche geben, die von hier sind, die neue Wege probieren. Die Spass haben an der Form, am textilen Experiment. Modeschöpfer oder Designer, oder wie immer die heissen. Vielleicht gar jemand, der über Umwege in die Nähstube fand? Der Anruf beim Präsidenten des Centralen Schneidermeisterverbands ist ermutigend: «Bei uns gibt es keine Quereinsteiger. Wir haben nur seriöse Leute. Die andern, die sind vielleicht kurz in Mode und verschwinden dann wieder.» Aber das tapfere Schneiderlein gibt nicht auf. Und so sitzt es Tage später in Zürich, in einem Loft im Kreis 4, zwei dynamischen Herren gegenüber.

«Wir machen Mode für Männer, die Kleider mögen», sagt René Manhart. «Mode für solche, die etwas mutig sind», ergänzt



Ein Herrensneider, der die letzten vierzig Jahre überlebt hat, musste alles daran setzen, nicht Schneider zu bleiben.

rieren. Er stellt sich taub für den Wunsch, folgt den beiden als grosser Schatten in die Kantine.

Buchbinder wollte er werden, der Franz, aber es fehlte die Lehrstelle damals, 1951, und sie waren sieben Kinder, und dann hiess es, als Schneider, da hast du immer Arbeit. Aber es hiess auch: «Schneider wird, wer einen Buckel hat oder sonst zu nichts taugt.» Franz wurde trotzdem Schneider. Er lernte Nähte umschlingen, lernte pikieren und ein Revers einrollen; er lernte eine Hose nähen, einen Veston. Und dann ging er hinaus in die Welt, von Luzern nach Liestal; hier wurde im Stückpreis geschuftet oder für 2 Franken 50 in der Stunde. Nein, Schneider wollte er nicht sein Lebtage bleiben, das war ihm schnell klar, der Wechsel in die Industrie für ihn ein Schritt zum Aufstieg. Genäht wurde dort von Frauen, im schlecht bezahlten Akkord; die Männer dagegen fanden Arbeit im Zuschnitt und wurden pro Stunde entlohnt. Sie legten die langen Stoffbahnen aus, richteten Karo und Streifen.

Nach ein paar Jahren wurde Franz Bandleiter, hatte vierzig Leute unter sich, dann ging es weiter ans Technikum. Dort lernte er Bekleidungstechnik, lernte Kalkulation und Chemie und Personalführung. Das hat er dann später umgesetzt im Betrieb, in die Optimierung der Abläufe, in Zeitkalkulationen via Arbeitsplatzgestaltung. Dass man dabei auch ein bisschen sich selbst abgeschafft hat, das sagt der Franz nicht; er sagt bloss, dass man halt in diesem Fahrwasser habe mitmachen müssen.

Und schliesslich ist er hier in der Massschneiderei gelandet. Vor fünf Jahren waren sie noch vier Leute mehr. «Ein, zwei Schneider werden wohl bleiben, für Härtefälle, wenn die EDV nichts bringt. Wenn das masskundige Auge, die schnitzzeichnende Hand gefragt ist.» Doch wer soll dies künftig tun? Wo selbst der Industrieschneider mit seinen drei Lehrjahren kein richtiger Schneider mehr ist. Weil er den Zuschnitt nur am Computer erlernt; weil er sein Diplom kriegt, ohne je eine Nadel gefädelt, einen Stich geführt zu haben. «Aine Schneider», so rätioniert Franz weiter, «der die letzten vierzig Jahre überlebt hat, der musste einiges tun,

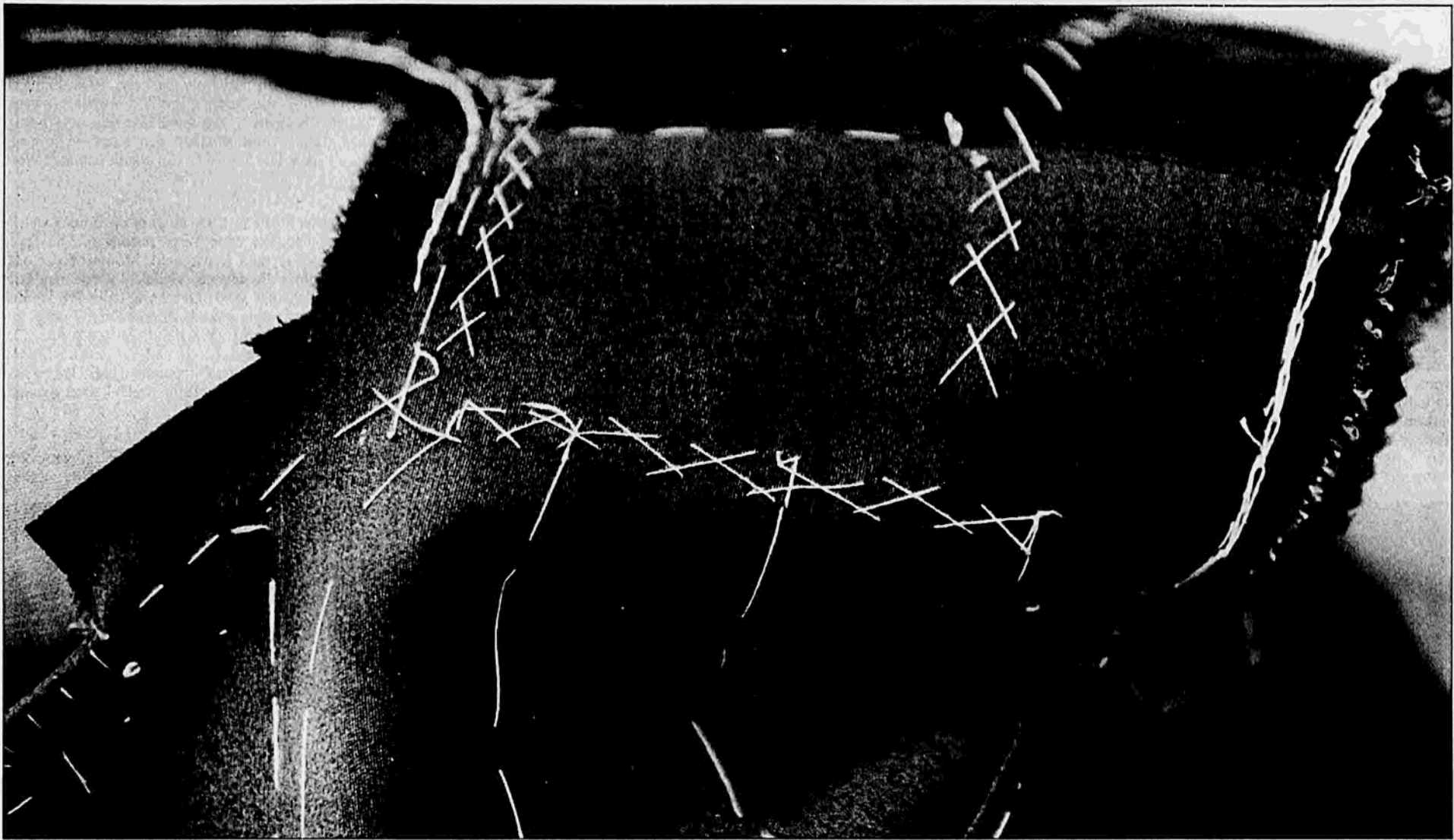
mit seinen Tourneen angefangen hat, vor rund dreissig Jahren, erst in den USA, dann auch in Europa, in München und Amsterdam, in Brüssel, Genf und Zürich. Das Telefon klingelt ständig, Treffen werden vereinbart, die Geschäfte laufen gut.

Der nächste Kunde steht samt Ehefrau in der Tür. Zufällig haben sie das Inserat gesehen, nun wollen sie die Sache ausprobieren. Schliesslich braucht er als Bankangestellter jeden Tag einen andern Anzug, schliesslich geht so etwas ins Geld, und ein paar hundert Franken gespart sind ein paar hundert Franken gespart, so erklärt die Frau. Mr. Hiro schickt das Schneiderlein in die Halle. Es greift zu einer List, kann schliesslich bleiben, staunt ob der Art, wie Mr. Hiro Mass nimmt, direkt am alten Anzug, der dem Herrn etwas gar locker um die Hüfte schlabbert. Doch dann klärt die Sache sich auf: «Reine Routine, ein zusätzliches Mass», erklärt Mr. Hiro, spannt das Band über die Schulter; «wir messen weit mehr als üblich, weil später keine Anprobe mehr möglich ist. Bald sind die Masse notiert, das Modell ist gewählt. Einzig die Stoffwahl macht den Herrn etwas ratlos, auch die Frau ist unschlüssig; Mr. Hiro aber hält sich vornehm zurück. Schliesslich wird für Coolwool entschieden, die Bestellung unterschrieben: ein Anzug, zwei Hemden, macht 870 Franken. Cash oder als Scheck.

Der Schneider aus Hongkong ist keineswegs Schneider. Auf seiner Karte steht eingemittelt das Wort «Director». Mr. Hiro ist Inder. Die Männer in Hongkong, die für ihn arbeiten, sind Chinesen. In drei kleinen Workshops arbeiten sie, 10 bis 15 Angestellte; sie schneiden, sie zeichnen, sie wählen das Material gemäss den Bestellungen aus Übersee. Dann ruft Mr. Hiro seine Näher. Die fertigen die Stücke, zum Teil in Handarbeit, bei sich zu Hause. Sie sind Heimarbeiter, verfügbar nach Bedarf. «It's better so, you know», sagt Mister Hiro und lacht. Schon klopf wieder Kundschaft an die Tür: eine Frau, eine ältere Dame im kurzen Faltenröckchen. Goldbehangen und geliftet tänzelt sie ins Zimmer, sucht ihren Markenschirm, den sie vor Jahresfrist hier vergessen haben will. Dann beginnt sie in den Stoffmustern zu wählen. Das kann dauern. Das tapfere Schneiderlein fragt weiter nach dem Gang der

sein Partner Charles Häni. Und schon ereifern sich beide über die Abscheulichkeiten traditioneller Männermode, über diese «ge-nagelte Konfektion» mit den schrecklichen Einlagen. Keine «Panzer» wollen sie mehr, sondern weiche Verarbeitung, so, wie sie selber es mögen, schlank gearbeitete Vestons und luftige Hemden. Gestikulierend sitzen sie dem Gast gegenüber, an einer langen Tafel, gesäumt von modisch farbigen Stühlen. Kein Schneidertisch also, kein Fadenkissen, das herumliegt; keine Pfaff wartet auf Nähte. Fast kahl wirkt der Raum, und das ist gut so, denn hier, im lichten Loft, im Backsteinhaus im Hinterhof, in der Ruhe des Sisal-Auslegeteppichs, wird den Einkäufern die neuste Kollektion präsentiert, der Veston, die Hose, das Gilet, das passende Shirt und ein Overjacket noch dazu. Viermal pro Jahr lässt man sich Neues einfallen. Da wird eine Hose noch etwas verschlankt, dort kommen neue Stoffe dazu, aufgespürt in Paris, in Spanien, in Holland. Die beiden Kreatoren bringen ihre Ideen, die Stylistin weiss technischen Rat. Dann erst wird ein Muster genäht, wird korrigiert, wird ein Original aufgemacht. Dann erst wird serienmässig produziert. Nicht mehr in der Schweiz, wie anfänglich, als man noch Träume hatte von der Förderung einheimischer Produktion und dann von der helvetischen Unbeweglichkeit und dem Preisdruck harsch gebremst wurde. Heute produziert man in Portugal und in der Türkei.

Wie die beiden so reden, scheinen sie zweieiege Zwillinge zu sein. Unterscheiden sich nur in der Kürze der Haare, in der Dichte der Nadelstreifen. Ihr Tonfall aber ist gleich, ihr berufliches Credo ein Wechselgesang; der eine nickt, derweil der andere redet. Und beide lachen sie gerne, über die grauenvollen Innereien von früher in den Kleidern, Schweissblättern aus Rosshaar, «Tropfblättern» in Männerhosen. Oder dann über die Turbulenzen rund um ihren Markennamen. «Hot Gossip», was wohl heisst wie «heisses Geschwätz» und ihrer Mode Ruf werden sollte, der ihnen aber unerwartet andere Kundschaft bescherte, Männer, die das Wortchen «hot» im Zürcher Kreis 4 mit ganz anderen Diensten verbunden. Und sie lachen weiter, wenn man sie nach ihren Brü-



Leute machen Kleider. Den klassischen Schneider braucht es dazu immer weniger. Seine Stiche sind die Hieroglyphen vergangener Arbeitswelten.

dem fragt, den Schneidern, die sie als sehr konservativ und unbeweglich erlebten, damals, als sie hier im Quartier für kleine Aufträge welche suchten. «Kein Knopf im Atelier, kein Reissverschluss, kein Gummiband», so kichern die beiden drauflos.

Doch wollten die Schneider ihnen schon früher nicht gefallen. Da sind Kindheitserinnerungen an verstaubte Ateliers mit knorzen Männern, auch an Sätze aus dem Volksmund, die dem Schneider nicht schmeicheln. Kein Wunder also, dass keiner von ihnen, trotz Flair für Stoffe und Farben, trotz Modistinnen und Schiffsticker im Stammbaum, je selbst daran dachte, ein Schneider zu werden. Beide fingen sie als Kaufleute im Konfektionsbereich an, entdeckten beim Verkauf, beim Einkauf die Lust am selbständigen Kreieren. Heute gehören sie zu den wenigen in der Zunft männlicher Modeschöpfer, die ausschliesslich Männermode entwerfen. «Kürzlich haben wir Zückerlifarben auf den Laufsteg

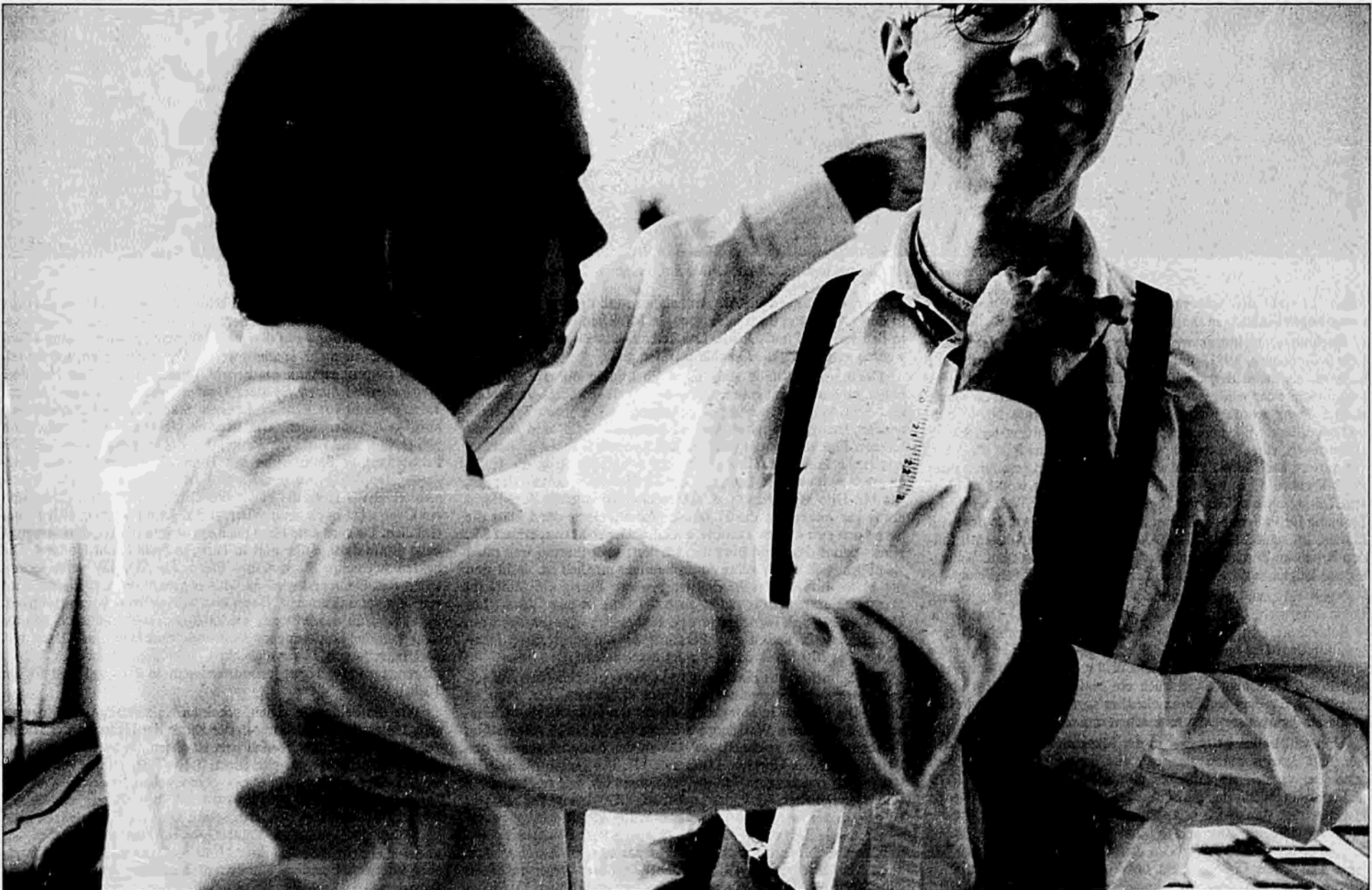
gehauen. Knallrot, Knallgelb und Orange. Mit grossem Erfolg. Das macht natürlich Spass.»

Dem Schneiderlein hat es im Loft wohl gefallen – nur, so richtige Brüder sind die beiden halt nicht. Zum Glück gibt es da noch die Einladung, die der Verbandspräsident ihm neulich zugesteckt hat: Vierländertreffen der Massschneider in Luzern. Mit Fachvorträgen und Modeschau. Mit Galadiner und Schneiderball. Da müsste die Zukunft zu finden sein.

Die Leuchtenstadt als Mekka der Schneider. Dem Schneiderlein gefällt's. 194 Teilnehmer sind gekommen, aus Deutschland und Österreich, aus der Schweiz. Der Fremdling erschleicht sich

einen Platz beim Vortrag der Frau Kommerzialrat Spornbauer über die Zukunft der Massschneiderei. Die redet von «Bedürfnispyramiden» und «Erlebnisgastronomie», von der «Masskultur als Lebenskultur», von der «Anprobe und Beratung als interaktivem Teil des Käuferlebnisses». Sie warnt vor den geschäftsschädigenden Wirkungen durch herumstreifende Haustiere im Atelier und beschwört die Erhabenheit ihrer Zunft, deren Mitglieder – dank «einem Höchstmass an Kreativität» – zu jenen Auserwählten zählen, «die die oberste Stufe der Selbstverwirklichung erreichen können». Dem Gast sirrt es im Hirn ob soviel Klugheit, dann kommen Zweifel und Depression. Als die Frau Referentin sich über das (Grimmsche) Schneiderlein auch noch mokiert, steht dieses auf, läuft kummervoll davon.

Und ward nie mehr gesehen.



Der «Schneider aus Hongkong» fliegt Business Class, empfängt seine Kundschaft im Hotelzimmer und bietet Masskonfektion zu günstigen Preisen. Ein echter Schneider ist er selten.